

Von der neuen, kommenden Zeit

Autor(en): **M. H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **13 (1918)**

Heft 1

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vorkämpferin

Vertreterin der Interessen der arbeitenden Frauen ~ Herausgeber: Schweizer Arbeiterinnenverband

Erscheint monatlich einmal
Kann bei jedem Postbureau bestellt werden
Jahresabonnement Fr. 1.50

Zürich,
1. Januar 1918

Zuschriften an die Redaktion richtet man bis
zum fünfzehnten jeden Monats an
Frau Marie Hüni, Stolzstrasse 36, Zürich 6

Dem Proletariat zum neuen Jahre!

Von Klara Müller-Jahne.



Noch breitet ihre dunklen Schwingen
die Nacht auf alle Gassen aus;
des Jahres erste Glocken klingen,
ein Grüßen geht von Haus zu Haus!
Versinken soll, was schwach und trübe,
gesund und soll, was elend war —
viel fromme Wünsche bringt die Liebe,
viel frischen Mut die Hoffnung dar.

Doch alles Wünschen, alles Hoffen
ist machtlos wider eure Not;
der Zukunft Tore stehen offen:
sie deckt den Tisch euch ohne Brot.
Sie füllt mit Barmherzigkeit euren Becher
und höhnt der Armut bitteres Leid,
das nach dem Rechte, nach dem Räder,
dem neuen Jahr entgegenstreit!

Das neue Jahr bringt keine Wende, —
wenn ihr nicht selbst die Helfer seid:
in euren Fäusten schläft das Ende,
in eurem Hirn die neue Zeit!
Erwacht aus dumpfen Sehnsuchts träumen,
euch ruft der Tag, euch ruft die Tat —
schon schwillt der Lenztrieb an den Bäumen,
und unter Schneelast grünt die Saat!

Das neue Jahr bringt keine Wende,
kein Ruf erreicht ein gnädig Ohr:
auf Bruderrecht und Segenspende
vertraut der hoffnungsfrohe Tor.
Nur wer sich regt, dem wird es glücken,
die Freiheit hat, wer sie sich schafft —
erhebt das Haupt: auf eurem Rücken
trägt ihr die Welt! Ihr seid die Kraft!

Von der neuen, kommenden Zeit.

Wieder grüßt Weihnachten, das Fest der Liebe:
Friede auf Erden den Menschen, die eines
guten Willens sind. Und wiederum wie vor bald
zweitausend Jahren hallt diese Botschaft von Osten her
durch die Welt. Lauter noch und allgewaltiger. Und der
Stern, der über Bethlehem aufgegangen, ist zum Flammen-
feuer geworden, das sichtbar über das ganze Erdenrund die
Völker aufruft für den großen heiligen Kampf
um ihre Menschenrechte.

Zum vierten Male geht ein Jahr zur Reize, ein Jahr
blutigen Männermordens, dessen die Menschen noch in der
Zukunft Fernem mit eifigen Schauern gedenken werden.
Aber ein Jahr trotz alledem, das abgelaufen im Zeichen
der Verheißung einer neuen, kommenden Zeit.
1917, das Jahr der russischen Revolution, die
einen Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte bedeutet,
der unvergessen im Denken der Völker bleiben wird.

Der Weltkrieg hat das Leiden der Massen ins Uner-
trägliche gesteigert. Die namenlose Not, das Hungerelend
zwingen sie endlich zur Selbstwehr. Ein heißer leidenschaft-
licher Wille zum Leben ergreift die grausam Niederges-
tretenen. Wir wollen Brot und Frieden, schreit
es aus ihnen, und mit steigender Empörung verfolgen sie
die inneren und äußeren Geschehnisse.

Den kriegsführenden Regierungen graut vor dieser an-
gesammelten Wut. Ihnen graut vor ihrem Schuldbuch
und der unausbleiblichen Abrechnung. Ihnen graut vor
dem Ende ihrer Bluttaten — vor dem Frieden.

Die Völker alle, selbst die geschichtslosen, hat das Ent-

selgliche des Krieges aufgeweckt. Sie sind zum Selbst-
bewußtsein erwacht. Sie erheben Anspruch auf das
Recht, bei der Bestimmung über ihr Wohl und Wehe mit-
zusprechen.

Mit dem aufwachenden Volk drängen die Frauen
empor. Auch ihr Werdegang ist eine lange, sich im Dun-
keln abspielende Leidensgeschichte. Noch härter und wehe-
voller. Zu Millionen hat sie der Weltkrieg auf den Kreuz-
weg getrieben nach Golgatha. Erbarmungslos riß er
von ihnen die Söhne, die Kinder hinweg, Leben von ihrem
eigenen Leben, um es grauig, qualvoll zu vernichten. Der
bethlehemitische Kindermord, ins Ungeheure
vergrößert, ist wiedergekehrt. Durch die Rüste zittern un-
aufhörlich die verhaltenen Schmerzensschreie der gram-
gefüllten unglücklichen Frauen, der Mütter.

Und das stumme, ungestillte Weh flüchtet hinunter in
ihres Herzens Tiefen zur stillgehegten verborgenen Liebe
und weint mit ihr . . . Und die Tränentropfen, die aus
Millionen Mutterherzen fließen, steigen hinauf in des
Hethers Blau und eilen mit den leichten Silberwölklein
über die Schlachtenfelder. Und immer, wenn ein Soldat,
einer Mutter Kind, todwund auf die nackte Erde nieder-
sinkt, neht Himmelstau seinen brennenden Mund, küßt
einer Mutter Treue ihm Stirn und Wangen.

Und die Liebe der armen Mütter wächst und
wächst, höher und höher. Geläutert durch die unermeß-
lichen Leiden des Krieges sprengt sie den engen, häuslichen
Kreis. Immer reiner und selbstloser tritt sie hinaus ins
weite Menschenheimatland, um mitzubauen am großen
Weltenhaus, das für alle bereitet wird . . .

Eine neue Zeit bricht an! Das Jahrhun-

der Mutter! Überall sind der Frauen Kräfte am Werk, um sich die wirtschaftliche, politische und soziale Gleichberechtigung zu erkämpfen. Überall in allen Ländern ertönen ihre Forderungen: Bei gleicher Arbeit gleicher Lohn! Für alles Arbeitsvolk den Achtstundentag! Ausreichender staatlicher Schutz für Mutter und Kind! Wie für die Männer, so auch für die Frauen das uneingeschränkte Stimm- und Wahlrecht!

So erweist der Weltkrieg in seiner Auswirkung die Wahrheit des Goethewortes im „Faust“ von der Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft. Der Traum vom ewigen Frieden ist durch ihn nicht weiter hinausgerückt in seiner Erfüllung. Er ist uns näher gebracht. Denn der Krieg hat sich selbst getötet. Nicht nur militärisch. Er wird unauslöschliche geistige Erschütterungen im Denken der Völker hinterlassen. Unterdrückung, Knechtschaft und Krieg sind von ihnen als barbarische Reste einer überwundenen Vergangenheit klar erkannt. Die rohe Gewalt, die Kraft der Muskeln weicht der Kraft des Geistes und des Herzens.

Die Bahn für die Frauen, die Mütter wird frei! Ein neues belebendes Prinzip tritt hinein ins Menschenleben: Die aufdämmernde Erkenntnis, daß das anders geartete Wesen des Weibes, seine Mütterlichkeit, mit dazu berufen ist, an Stelle des Schwertes Werkzeug und Pflugschar aufzurichten als Symbol des Völkerlebens, als Sinnbilder des dauernden Friedens. Und den Frauen weit voraus drängend und stürmend wird als Erlöserin die eine schreiten, die den Leidensbecher bis auf den Grund getrunken: die mater dolorosa des Weltkrieges, die Proletariermutter, die Dulderin auf Golgatha. M. H.

Der Nothschrei einer Mutter.

Welch kümmerliches Dasein die Textilarbeiter fristen, haben die Ausführungen unserer Genossen bei der Behandlung der Motion Häberling im Zürcher Kantonsrat gezeigt. Diese Tatsachen sind zwar schon längst offenes Geheimnis. Man bedauert sie, man fühlt aufrichtiges Mitleid mit den armen Ausgebeuteten und will durch Erhebungen von Seiten der Regierung die Lohn- und Arbeitsverhältnisse untersuchen. Die weiteren Maßnahmen jedoch soll der Bundesrat prüfen und anordnen. Ob die allmächtigeren Landesväter zum Rechten sehen werden, ob sie den ernstlichen Willen und die Tatkraft aufbringen zur wirklichen Abhilfe der Mißstände, bezweifeln wir. Gleichwie trotz aller Vorstellungen und Proteste die traurigen, beschämenden Verhältnisse in der Heimarbeit fortbestehen, eilt es auch mit der Schaffung kantonaler und eidgenössischer Lohngesetze nicht. So meinen die Herren!

Die Arbeiter aber verlangen zu leben. Die Pflicht zur Arbeit gibt ihnen das Recht auf ausreichende Nahrung und Kleidung. Will das Verständnis für diese selbstverständliche Forderung oben nicht einkehren, kann es leicht geschehen, daß die bitterböse Stimmung im Arbeitsvolk zu Akten der Verzweiflung führt . . .

Diese Verzweiflung spricht aus dem Briefe einer Zürcher Proletariermutter, die mit der Tochter, einer Arbeiterin im graphischen Gewerbe, tagtäglich die schrecklichen Qualen des Hungers leidet. „Wir können nicht mehr leben,“ schreibt sie, „meine Tochter und ich. Sie bringt alle Wochen 15 Fr., sage 15 Fr., und für den Monat 4 Fr. Feuerungszulage heim. Wie sollen wir leben mit 2 Fr. 30 Rp. im Tag? Der Winter steht vor der Türe. Wir können keine Kartoffeln, kein Holz, rein gar nichts einkaufen. Wenn es so weiter geht, haben wir nichts anderes als den Hungertod vor uns. Und gleich uns ergeht es noch vielen Tausenden. Werden die das alles geduldig hinnehmen wie den Krieg? Oder sich endlich für ihr Leben wehren wie die

russischen Arbeiter? Die wollen doch auch nur was wir: Brot und Frieden.“

Brot und Frieden! Sind diese beiden Begehren nicht die Grundbedingungen für den Aufstieg der ganzen Menschheit zu gedeihlicher Kraft an Körper und Seele? Wüßten nur schon alle Arbeiter und Arbeiterinnen, daß sie selbst die Erfüller dieser Wünsche und Hoffnungen sein müssen! Dann wäre ihnen allen auch der Weg sichtbar, der allein zu diesem Ziele führt: Die Vereinigung, das treue Zusammenhalten, der gemeinsame Kampf, dessen erstes Erfordernis ist und bleibt die Organisation im Berufsverein, in der sozialdemokratischen Partei und in der Genossenschaft. M. H.

Mindestlöhne.

Raum, daß man sich endlich in Bund und Kanton mit der staatlichen Festsetzung von Minimallohnen zu beschäftigen beginnt, fällt ein Schreckschuß um den andern. Der Ton ist nicht neu, er ist eigentlich ein Widerhall aus alter Zeit. Er wurde schon damals gehört, als der Staat zum ersten Male Miene machte, die Verwendung von sechs- bis neunjährigen Kindern in Fabriken zu untersagen. Ebenso in den 1860er und 70er Jahren, als es sich um den Erlaß eines Fabrikgesetzes handelte. Wie damals, so wird auch heute ins Feld geführt, daß ein schöner Teil der bisher beschäftigten Fabrikarbeiter entlassen werden müßte. Die das schreiben, wissen aber ganz gut, daß sie sich vergeblich nach Erlaß umsehen könnten, daher klugerweise niemals zu diesem Gewaltmittel greifen würden. Gesezt aber, die Herren Fabrikanten kämen in ihrem Vergeltungsseifer wirklich dazu, dem Staat einen Streich zu spielen, so wäre das kein so arges Verhängnis. Die Behörden würden dann nur genötigt, das zu tun, was sie ohnedies schon längst hätten tun sollen, nämlich vereint Einrichtungen zu schaffen, wo solche Leute durch die Gemeinden selbst beschäftigt werden könnten, mit andern Worten, wo den Herren Fabrikanten Konkurrenz gemacht und der Gewinn der Gesamtheit zufallen würde. Dann würden die angebrohten Entlassungen bald aufhören und die Mittel, die Leute anständig zu bezahlen, würden sich sofort vorfinden. Und auch das würde sich dann bald zeigen, welcher von den beiden Teilen, Fabrikant und Arbeiter, bisher dem andern eine Wohlthat erwiesen hat.

Es wird weiter gesagt: „Die Privatindustrie habe eben mit den außerhalb der freien Selbstbestimmung stehenden Marktpreisen ihrer Fabrikate zu rechnen, Mindestlöhne müsse auch eine Minimalleistung gegenüberstehen.“

Gewiß! Ohne damit zu rechnen, kann die Privatindustrie nicht bestehen. Was verstehen aber die Fabrikanten unter Minimalleistung? — Gewöhnlich das, was der erfahrenste und gewandteste Arbeiter in einer bestimmten Zeit zu bieten vermag. Das wissen sie ganz genau und berechnen darnach ihre Afford- und Stückpreise für die Arbeiten und auch eventuell die äußersten Verkaufspreise, wodurch dann unter Umständen die Marktpreise sehr heruntergedrückt werden, also nicht immer außerhalb der freien Selbstbestimmung stehen.

Sind nun erfahrungsgemäß auch unter den besten Arbeitern an einem und demselben Orte die Leistungen verschieden, so ist dieser Unterschied zwischen verschiedenen Orten mit oft ganz ungleichen Einrichtungen noch viel größer; und wenn dann an den sowieso durch bessere Einrichtungen begünstigten Orten auch noch günstigere Lebensverhältnisse bestehen, so können natürlich die äußersten Verkaufspreise der einen Fabrikanten bedeutend niedriger sein als die der andern. Die frei Selbstbestimmung ist also auch von der Seite betrachtet nicht ganz ausgeschlossen.

So entsteht die ruinierende Konkurrenz und daraus das Bestreben der Fabrikanten, ihre Arbeiter äußerst schlecht zu